

## **Zum Verständnis von Demokratie und Technik bei Joseph Bernhart (1881 – 1969)**

*Joseph Bernhart, bekannt durch seine Werke zur mittelalterlichen Theologie und Philosophie, war auch ein kritischer Beobachter seiner Zeit. In der Jubiläumsreihe "Eigen-sinnige Katholiken" veranstaltete die Katholische Akademie in Zusammenarbeit mit der Joseph-Bernhart-Gesellschaft und der Kommission für Theologiegeschichtsforschung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ein Forum zum Demokratie- und Technikverständnis Bernharts. Der Protektor der Joseph-Bernhart-Gesellschaft, der frühere Bundesfinanzminister und CSU-Chef Dr. Theo Waigel, würdigte bei dieser Veranstaltung den politischen Mut Bernharts in der Zeit der NS-Diktatur.*

### **Theo Waigel**

### **Joseph Bernhart zu Politik und Demokratie**

Wie kommt ein früherer Politiker dazu, über Joseph Bernhart zu referieren. Es gibt berufenere Interpreten der Theologie, der Philosophie, der Geschichtswissenschaft und der Literatur für Joseph Bernhart. Vielleicht ist es der „genius loci“ von Ursberg, wo wir nur 1000 Meter entfernt, allerdings im Abstand von 58 Jahren geboren und getauft wurden. Rückblickend berichtet Joseph Bernhart mit Stolz, wie er in seinem persönlichen Reifeprozess über den Ort seiner Wiege, nämlich Ursberg, erfuhr. Wenn er später isaraufwärts nach Schäftlarn wanderte, empfand er die Freude des Wissens, dass Schäftlarns Mutterkloster vor Zeiten einmal Ursberg gewesen war. Trotz der Bedeutung von Joseph Bernhart als Theologe, Philosoph und Literat blieb er in seiner früheren Heimat ein Unbekannter. Das hing mit seiner heimlichen Hochzeit 1912 mit Elisabeth Wieland zusammen, die für ihn die Exkommunikation bedeutete. Er musste daher in vielen Artikeln und Büchern ein Pseudonym wählen, um weiter im katholischen Bereich schreiben und wirken zu können. Dabei blieb er ein zutiefst katholischer Mensch und zeigte in seinem Hauptwerk „Der Vatikan als Weltmacht“, wie groß seine Liebe zur Kirche war. Er publizierte in dieser Zeit auch unter dem Namen Joseph Ursberg. So ist Ursberg nicht nur in die Geschichte, sondern auch in die Welt der theologischen Literatur durch Joseph

Bernhart eingegangen. Nach der „Ursberger Chronik“ von Propst Burchard von Ursberg, einer mittelalterlichen Geschichtsbetrachtung, hat mein Heimatort wieder einen Platz in der theologisch-historischen Welt gefunden. Über die Mindel und das Mindeltal schreibt er im Geleitwort zu Arthur Maximilian Millers Gedichten: „Auf diesem kleinen Streifen deutschen Landes schaut man landauf in den Schimmer der bayerisch-schwäbischen Alpen, landab gegen die Donau, wohin der linde Fluß der Mindel seine freundlichen Wege nimmt.“



*Dr. Theo Waigel, Bundesfinanzminister a.D.*

Schöner kann man seine Heimat nicht beschreiben! Ich bin Joseph Bernhart noch bei seinen Spaziergängen durch Ursberg begegnet und sehe ihn noch heute mit schlohweißem Haar in der Klosterkirche von Ursberg sitzen. Das damalige katholische Milieu verhinderte die persönliche Begegnung und das Gespräch. Erst die Lektüre der „Erinnerungen“ und des „Kaplans“ öffneten mir die Augen für die Größe dieses Mannes. Resignierend und sibyllinisch hat er einmal seinem Freund Peter Dörfler geantwortet, als dieser ihn fragte, wie es um ihn stehe: „Ich sage es Dir nicht, damit Du jedem, der Dich fragt, antworten kannst, dass Du es nicht weißt“.

In meiner letzten Begegnung mit Fürst Joseph Ernst Fugger am 22. April 1981 erzählte mir

dieser mutige, großartige Mann von seinen Gesprächen mit Joseph Bernhart, der immerwährenden Frage nach der Herkunft des Bösen, der christlichen Sicht von Schuld und ihrer Beziehung zu Gott. Fürst Fugger hatte Joseph Bernhart nach der Lektüre eines Artikels in der „Münchener Zeitung“ spontan in Türkheim besucht. Die gemeinsame Ablehnung des Nationalsozialismus machte sie zu Freunden. Fürst Fugger holte den nach dem Tod seiner geliebten Frau Elisabeth zutiefst Deprimierten auf sein Schloss nach Kirchheim. Fürst Ernst Joseph Fugger war der erste Protektor der Joseph-Bernhart-Gesellschaft. Nach seinem Tod ging dieses Amt auf mich über und ich habe es bisher gern und mit Stolz ausgefüllt.

### **Krise der Demokratie**

An den Anfang seiner Überlegungen stellt Bernhart die Erkenntnis von P.J. Proudhon, dass man im Verfolgen politischer Fragen letztlich immer wieder auf theologischen Grund stoße. Dem politischen Ideal der demokratischen Idee stellt Bernhart die kritische Frage, ob die Sache der Demokratie in unseren Tagen nicht nur durch äußere Verhältnisse, wie nationale Machtbestrebungen oder soziale Gärungen, sondern vom tragischen Verhängnis der Selbstzerstörung bedroht ist.

Aus dem Wesen der Demokratie selbst folgt eine Krisis, die unausweichlich aus ihr selbst kommt und deren wesentliche Mängel sich aus der Logik der Geschichte unaufhaltsam enthüllen. Ein Ansatzpunkt für diese Entwicklung liegt in unserem nominalistischen Verhältnis zur Wahrheit, zur Welt, zum Sein überhaupt. Begriffe wie Gesetz, Gerechtigkeit, Autorität, Staat und Kirche, ja selbst der innere wesentliche Unterschied von Gut und Böse werden relativ und fragwürdig. Es entfallen die letzten Verbindlichkeiten und werden durch menschliches Wollen und Übereinkommen des politischen und sozialen Daseins ersetzt. So wie der unvermeidlich zu Tyrannis und Terror sich steigernde Zwang in der Diktatur früher oder später das Verlangen nach den Freiheiten einer echten Demokratie mit sich bringt, ist die Demokratie der Gefahr der Entartung ausgesetzt, wo letztlich das Volk sich zum Tyrannen seiner selbst machen kann.

Mit großem Ernst verweist Bernhart darauf, dass keine andere politische Form so sehr wie die demokratische auf die freie sittliche Selbstbildung des Menschen angewiesen ist. Er bezieht sich auf Tocqueville und seine Aussage, nur die Allianz der Demokratie mit der Religion verbürge eine geordnete Gesellschaftsentwicklung.

Für Bernhart erfordert die Demokratie am allermeisten vom Einzelnen ein starkes sittliches Bewusstsein von der Notwendigkeit eines sich selbst bindenden Freiheitsgebrauchs. Frei ist nicht der, der tut, was er will, frei ist der, der tun kann, was er soll. Die demokratische Staatsform geht aus von der generellen Gleichheit des Menschen als Person, die zur Gleichberechtigung vor dem Gesetz führt. Ebenso in der Natur begründet ist aber die Ungleichheit nach der leiblichen, geistigen und sittlichen Seite, ihrer sozialen und wirtschaftlichen Lebenslage. Diese Verschiedenheit zu beseitigen, ist das Ziel der mehr oder weniger utopistischen Formen des Sozialismus; sie um des Menschen und des Gemeinwohls willen zu entspannen, die Aufgabe jeder Staatsführung, im Besonderen der wesentliche Sinn der Selbstbestimmung des Volkes in der Demokratie. Freiheit und Gleichheit sind widerstrebende Prinzipien. Die Freiheit erhebt Anspruch auf Verschiedenheit. Wer im Menschlichen die Gleichheit herstellen will, braucht Zwang und Gewalt.

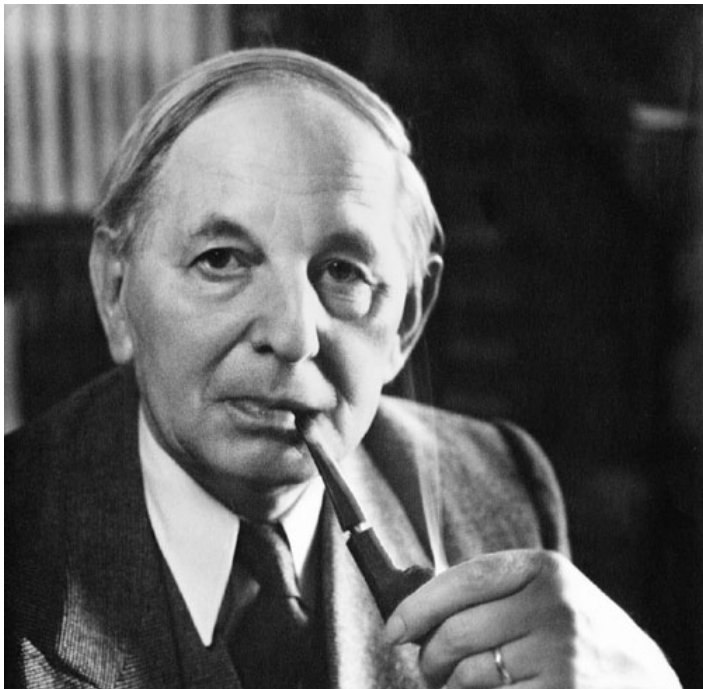
Joseph Bernhart weiß um die Zweideutigkeiten und den Missbrauch des Begriffes Demokratie. Nur wo eine auf den Menschenrechten begründete Selbstregierung des Volkes als des unmittelbaren, primären Staatsorgans stattfindet, herrscht Demokratie. Nur jene Formen und Methoden sind mit dem Begriff des Demokratischen vereinbar, die einem sittlich zulässigen Begriff vom Herrschen entsprechen.

Vor der politischen Frage, „wie sollen wir es machen?“ stellt Bernhart die metaphysische „was dünkt Euch um des Menschen?“ Wird diese Frage zur Privatsache des Einzelnen in der Demokratie gemacht, dann kommt es zu der tragischen inneren Dialektik der demokratischen Freiheit. Die Demokratie steht vor der Alternative, gewisse Wahrheiten und Grundsätze über den Menschen und seine Stellung in der Gemeinschaft aufzustellen, festzuhalten und zu verteidigen, oder eine Willkür des öffentlich sich äußernden Denkens zu gestatten, die über kurz oder lang ihre eigenen Fundamente zerstört. Aus der Anarchie des Geistes droht der Gesellschaft auch die politische Anarchie. Die Behauptung, „alles ist gleich wahr und gleich falsch“ muss nach Bernhart auch in Demokratien zum Bruch der Fundamente führen. Die dogmatische Toleranz hat ihre Grenzen an den evidenten Wahrheiten, am Naturrecht und am natürlichen Sittengesetz.

Für Bernhart ist das sittliche Prinzip der Freiheit nicht zu halten, ohne den Wechseldienst zwischen der Ordnung, die die Menschen trägt, und den Menschen, die die Ordnung tragen.

Die Demokratie müsse sich als politische Aufgabe die Prinzipienfrage stellen: Welche sittlich vertretbaren Prinzipien sind geeignet, das Umschlagen der Demokratie in Diktatur (das auch in allmählicher Metamorphose vor sich gehen kann) aufzuhalten?“

Aus den Aufsätzen und Vorträgen Joseph Bernharts spricht den politisch Interessierten der Beitrag „Der Staatsmann im Christentum“ besonders an. Bernhart spannt darin den großen Bogen der Geschichte zu christlichen Gestalten, ihren Ansprüchen, ihrem Versagen. Aus der natürlichen Autonomie des Politischen fragt er nach dem Bild des wünschenswerten christlichen Staatsmannes. Doch dieser lässt sich nicht konstruieren. „Wenn er sein wird, wird er selbst sein und als Christ wie als Staatsmann das Seine tun, das Seine, wozu es ihn treibt, weil er gesandt ist, wie es die Propheten getrieben hat, weil sie gesandt waren“.



*Joseph Bernhart in einer Aufnahme aus dem Jahr 1952 (Foto: Inge Vogell/Anton H. Konrad Verlag)*

Joseph Bernhart verweist auf Hamann, von dem das Wort stammt: „Ein Reich nicht von dieser Welt kann von den Staaten mit genauer Not geduldet werden“. Darin liegt bereits die Konsequenz der dauernden Auseinandersetzungen der verschiedenen Reiche. Nun wäre es verfehlt, das Irdische als heillos grundsätzlich verloren zu geben und die Politik sich selbst und ihren mitunter dunklen Umtrieben zu überlassen. Dies wäre die Anerkennung des Machi-

avellismus, der die Dinge in einer Wirklichkeit sieht, die von der Realität des Sittlichen getrennt ist. „Ich wage es zu behaupten“ sagt Machiavelli, „dass es sehr nachteilig ist, stets redlich zu sein, aber fromm, treu, menschlich, gottesfürchtig, redlich zu scheinen – das ist von großem Nutzen“.

Den Staatsmann, der dem Abbruch der 1000jährigen katholischen Einheit begegnet, sieht Bernhart in Thomas Morus. Er hätte aus dem Credo nur zwei Wörter auszuwischen brauchen, um sein Leben zu retten und vor der Geschichte als der kluge, erfolgreiche Staatsmann dazustehen. Er hat sie nicht gelöscht, er hat für den Erfolg die Katastrophe eingetauscht, er hat sein Leben heiter für seine Seele geopfert, nicht nur für die seinige – für die Seele des Ganzen.

Immer wieder greift Joseph Bernhart zu Augustinus, wenn er über das politische Leben der Menschheit nachdenkt. Entscheidend ist, dass der Politiker des Gottesstaates über die letzten Dinge spricht, mit denen jeder Lenker der menschlichen Affären und auch der Staatsmann zu rechnen hat.

Schon der heidnischen Welt blieb nicht verborgen, dass das Politische und das Moralische zusammengehören. Platon verlangt, dass der Staatsmann Philosoph sei, d.h. dass er die Realitäten des Augenblicks meistere mit dem Blick auf die höchste und unabdingbare Realität, die wirkliche Wirklichkeit über Werden und Vergehen, das Gute an sich, das Gerechte, das allein das Erhaltende und Fördernde ist.

Auch Cicero ist hierfür Zeuge: „Manchmal scheint es so: Das Eine ist das Nützliche, das Andere das Sittliche. Aber falsch. Denn das Sittliche ist in Wahrheit auch das Nützliche. Wer das nicht einsieht, von dem ist jeder Betrug und jedes Verbrechen zu erwarten“. So ist das Problem der Macht für Joseph Bernhart zunächst ein solches der Ethik, der natürlichen Theologie. Und er lässt Thomas Morus sprechen: „Bei der Herrschaft über Viele ist das Beste der gute Gebrauch der Macht, das Schlechteste ihr schlechter Gebrauch. „Macht steht frei zu gut und böse“.

In seiner Antwort zum Zinsgroschen löst Christus die Religion aus der Umklammerung des Staates, wie sie den antiken Völkern gewöhnlich war. Er reißt die beiden großen Sphären nicht auseinander, aber er scheidet ihrer beiderlei Ordnung und Bestimmung. Christus ist nicht der Volksführer zu Tagen des Wohls. „Er ist auch niemals der Kämpfer für eine Klasse der Gesellschaft, weil er stets für die ganze Menschheit kämpfte und gegen das

Grundübel in ihren Herzen.“ Damit nimmt Bernhart seine Stellungnahme zur politischen Theologie vorweg.

Kann ich Staatsmann sein, wenn ich christlich bin? Als Christ sieht er sich in seinem politischen Wirken durch empfindliche Schranken aufgehalten. Das Nützliche steht für ihn unter dem Gesetz des Sittlichen, des honestum, und auch dies ist für ihn noch nicht das letzte Maß politischer Tätigkeit. Seine Aufgabe liegt im Bemühen um eine gerechte und gesunde Daseinsordnung, dem Dienen am Gemeinwohl und der Bewahrung des Zusammenhangs mit der christlichen Wirklichkeit. Der Staatsmann im Christentum weiß aber um das immerwährende, immerpräzente Christusereignis, das höher ist als alle Vernunft, aber die Weltgeschichte von Anfang an durchgriffen hat und sie durchgreift, bis Zeit nicht mehr sein wird.

Die ersten politischen Gedanken Joseph Bernharts gehen zurück in die Zeit der Münchner Revolution 1918/1919. Bernhart war Zeuge dieser Ereignisse und des letztlich fehl geschlagenen Versuchs, in Deutschland eine Demokratie aufzubauen. Es war die Zeit eines gewaltigen geistigen Umbruchs im Leben und Denken der Menschen. Es handelte sich auch um eine Sinnkrise, in der die Menschen nach geistiger Orientierung suchten. Bereits in den Studienjahren Joseph Bernharts hatten das Werk Friedrich Nietzsches und das Lehrgebäude von Karl Marx ihren festen Platz im intellektuellen Bereich erobert. Nietzsche entwickelte sich dabei, wie es Eugen Biser ausgedrückt hat, zum „Experimentalphilosophen, der darauf ausging, die an Gott abgetretenen Attribute für die Menschen zurückzufordern und der schließlich..... von dieser Last erdrückt wurde“. Und auf der anderen Seite stellte Marx in der „überweltlichen Heilsordnung“ durch die Theologie die innerweltliche Verheißung und Erlösung durch den Kommunismus bzw. Sozialismus entgegen, wie es Helmuth Plessner einmal formuliert hat.

Bemerkenswert ist Bernharts Vortrag mit dem Thema „Demokratie, Liberalismus und Reaktion“ am 16. Dezember 1918 vor der Frauengruppe der Deutschen Volkspartei im Konzertsaal des Bayerischen Hofes in München. „Möglich, dass wir endlich ein politisches Volk werden. Und ganz werden wir's erst dann, wenn auch unsere Frauen wissen, dass nur ein politisches Volk ein mündiges Volk ist.“ Er spricht nicht als Parteipolitiker, sondern mit der Distanz der historischen Gesinnung mit der Anteilnahme, die nicht aus Büchern, sondern aus dem Leben kommt. Eine Gefahr der Demokratie liege im Schwanken der Volksgunst, darum sei Demokratie ein Zwang für Jedermann, sich für Politik zu interessieren. Bernhart wendet sich unmittelbar an seine Zuhörerinnen, indem im Gegensatz zum alten Athen etwas Neues hinzu komme, der politische Anteil der Frauen. „Gott sei Dank“ sagt er „wir sind demokratisch gewor-

den und Gott sei Dank nicht ohne das Element der Frau“. Dann setzt sich Bernhart mit der Idee des Sozialismus und seiner Neuordnung der Gesellschaft auseinander. Er konstatiert dieser Bewegung eine große sittliche Idee. Er prophezeit ihr allerdings, dass sie jenes Paradies, das sie schaffen wolle, nicht schaffen könne, denn seine Wahrheiten seien mit den schwersten Irrtümern untermengt. Das schwache Christentum der Christenheit sei die Stärke der sozialistischen Bewegung. „Wir hätten die große Idee der irdischen Gerechtigkeit nicht einer Partei überlassen, wir hätten sie zum sittlichen Fundament aller Parteien machen sollen“. Bernhart hält dem Sozialismus allerdings vor, dass auch die Menschen anders werden müssen, soll die Welt anders werden. „Wo wird der Sozialist sein, der sich gegen Kapital sträubt, wenn es ihm zufällt?“

Und doch konstatiert Joseph Bernhart, dass diese demokratische Forderung bis vor kurzem streng und dauernd nur vom Sozialismus vertreten worden sei und er mit ihr Ernst gemacht habe. Bernhart geht auch auf die anderen bürgerlichen Parteien, das Zentrum und die Liberalen, zu. Liberalismus allein sei noch kein Programm und so komme es, dass der Liberalismus immer nur an etwas funktionieren konnte, womit er nicht einverstanden war. So war er oft Retter in der Not, aber auch bisweilen überflüssig zwischen rechts und links. Wir verdanken ihm Vieles, er sei aber auch gegen seinen Willen der Vater des Sozialismus geworden. Der Sozialismus schob nach Bernhart die Religion als Privatsache aus der Debatte, war unreligiös, der Liberalismus hingegen war religiös interessiert, antikirchlich, antichristlich, antireligiös. Daraus entstand der Vorwurf der Reaktion gegen das kirchliche Leben und die Entfremdung von Zentrum und Liberalismus. So wurde das Zentrum zur Partei der Katholiken mit einem politischen Programm, Grundsätzen, Aufgaben und Zielen, aber auf konfessioneller Grundlage. Das Programm der Bayerischen Volkspartei kämpfe für den alten faulen Zustand und in der Mitte bewege sich das unklare Kulturprogramm der Deutschen Volkspartei. Für Bernhart steht fest, die Trennung von Kirche und Staat wird kommen und sie soll auch kommen. Entscheidend sei, in welchem Geiste sie durchgeführt werde. Einen Irrtum allerdings begeht Joseph Bernhart. Es gäbe nur die Wahl zwischen deutscher Freiheit, deutscher Zersplitterung – damit meint er den Protestantismus und römischen Zwang, Einheit und Ordnung. 1918 hat Joseph Bernhart noch nicht vorhersehen können, dass es 1945 möglich sein würde, protestantische und katholische Demokraten in einer Partei zu vereinen.

In seinem Zeitungsbeitrag „Umlernen. Ein Wort zur Stunde an die Intellektuellen“ vom 27. November 1918 geht Bernhart auf die revolutionären Vorgänge in München ein. Bernhart nimmt Abschied vom „Gottesgnadentum“. Nicht der Monarch ist von Gottes Gnaden, son-

dem der Geist der Ordnung, der aber nicht an den Monarchen gebunden ist. Wenn Bernhart formuliert: „Finden wir uns also ruhig ab mit der Tatsache, dass der Proletarier sich des Staates bemächtigt hat....“ so predigt er nicht die Herrschaft des Proletariats wie bei Marx, sondern das Anrecht auf alle Güter, auch die geistigen, die durch Natur und Fleiß in Wettbewerb der Tüchtigen gewonnen werden.

Bernhart war, wie Rainer Bendel in den Lebensbildern aus dem Bistum Augsburg über ihn schreibt, Zeit seines Lebens ein kritischer Begleiter der zeitgeschichtlichen Ereignisse, der gesellschaftlichen Entwicklungen. In den ersten Tagen des Freistaates Bayern im Februar 1919 publizierte er in der „Süddeutschen Freiheit“ den Artikel „Der Katholizismus und der neue Staat“. Er wollte dabei die Aufgabe der Kirche in der künftigen Gesellschaft zeichnen, die vom Zusammenbruch der Monarchie und berührlicher Gesellschaftsformen gezeichnet war. Er glaubte, dass eine Beziehung von Kirche und Sozialismus leichter möglich sei als das Verhältnis zu liberalen, oft antikirchlichen Kreisen. Da dieser Artikel in seinem Freundeskreis auf große Skepsis stieß, stellte er seine politische Schriftstellerei umgehend ein, um einer persönlichen Isolierung zu entgehen.

Ein bleibendes Zeugnis geistigen Weitblicks stellt der Artikel „Arche in der Sintflut. Bayerns Sinn und Aufgabe“ vom 5. März 1933 in den „Münchner Neuesten Nachrichten“ dar. Er sieht in aller Deutlichkeit die verderbliche Entwicklung und prangert die Selbstvergötzung der Nationen an. Er kritisiert die „dralle Dogmatik des Hakenkreuzes“, aber noch mehr den Versuch einer neu erwachten politischen Theologie zwischen den großen Sätzen der Religion und den politischen Grundbegriffen eine Verknüpfung herzustellen. Unerschrocken bezeichnet er die Nationalsozialisten als „Zwingherrn zur Deutschheit“, die nicht verhindern könnten, dass Wahrheit auch außerhalb von Deutschland wächst und dennoch Wahrheit ist und bleibt. Ein wirkliches und in sich befriedigtes Nationalgefühl spricht Bernhart mit den Worten Bismarcks Bayern zu mit seiner ruhigen gegen alle Hysterie der Macht und der Zerstörung abgeneigten Vernunft. Bernhart verteidigt den föderalen Gedanken. Nicht der Partikularismus der Länder sei schädlich, sondern der der Parteien. „... hier walte eine eigentümliche Versöhnung von klassischer Statik und germanischer Dynamik, hier eine Ganzheit des Lebens, in der die Scholle nicht der Industrie zum Opfer gefallen ist, hier wird der Staat noch als Mittel, nicht als letzter Zweck, im Sinne eines Gott-Staates begriffen, hier ist die Kultur in der wünschenswerten Oberhand gegenüber der Zivilisation, hier brauchen Monarchie und Demokratie einander nicht zu verhindern, hier sind Seele und Geist in natürlicher Ehe beisammen, hier war und wäre immer noch das rechte Klima, für jene Vereinigung von Wissen und Glau-

ben...“. Solche Aussagen könnten in einer Regierungserklärung von Alfons Goppel und Franz Josef Strauß gestanden haben. In ähnlicher Form würde sie die neue Regierungserklärung von Günther Beckstein schmücken.

Bernhart schließt mit einem leidenschaftlichen Aufruf: „Seien wir deutsch auf bayerisch! Man möchte in dieser kritischen Stunde dem bayerischen Volk an alle seine Berge schreiben: Werde, was Du bist! Denn – wer wüsste eine andere Arche in der Sintflut?“

Am 23. Februar 1938 hält Joseph Bernhart vor Geistlichen in Mindelheim einen Vortrag „Romanik – Gotik“. Die Überschrift soll nur die Gestapo ablenken, in Wirklichkeit beschäftigt sich der Autor mit den tiefgreifenden Fragen der Kirche im Dritten Reich. Er geißelt die nationalsozialistische Ideologie mit ihrem naturalistischen Dogma von Blut und Boden, Rasse und Paradies auf Erden. Deutschland gehe weit über den Faschismus in Italien hinaus. Das zeige der Rassegedanke mit seiner antisemitischen Konsequenz, die Präsumtion einer Herrenmoral und die Abstoßung des Christentums. Die deutsche Weltanschauung sei exklusiv, intolerant und dogmatisch. Sie sei mit der Kirche unvereinbar. Das System sei vom Grund auf häretisch. Rettung findet der Gläubige nur noch in der letzten Besinnung auf Gott, das Gewissen und die Schrift.

Noch einmal wagt Bernhart mit Gedanken zur Weihnacht, die in Wirklichkeit Zeitbetrachtungen sind, die verhängnisvolle Entwicklung zu beleuchten. „Davon Jesaias sagt“ „Hodie“ soll im Dezemberheft 1939 von „Hochland“ erscheinen. Das Heft wird von der NS-Zensur verboten, die gedruckten Exemplare wurden eingestampft. Mit einem geänderten Titel wird der Artikel in einem Weihnachtsgruß des Caritasverlags Freiburg im Breisgau veröffentlicht in vervielfältigten Abzügen und ohne Namensnennung.

Erst im „Hochland 43“ (1950/51) erschien der Beitrag mit einem eindrucksvollen Vorwort von Josef Schöningh. In Kursivschrift werden die Sätze gedruckt, die von der Nazi-Zensur als „staatsfeindlich“ angesehen wurden. „... der Herr der Geschichte ist auch der Herr der heillosen Geschichte. Zu seiner Zeit, nicht zu unseren, wird er die „sicheren Völker“ erschüttern, die Vergewaltigung guter Völker durch schlechte in Ordnung, seine Ordnung bringen“.

An anderer Stelle schreibt Bernhart: „Noch ist ja das Böse, ist Abfall vom Reiche Christi, wie er selbst es vorausgesagt, und tobt der Satan als Verführer der Völker“, doch Bernhart fährt fort: „... das Gericht geschieht immerzu in wäherender Zeit, weil die Welt, solange sie noch

steht, nicht hindern kann, dass sie dem „Lichte“, der Offenbarung in Christo, ausgesetzt ist ... , dass auch der abtrünnige Weltverlauf es bestätigen muss“.

Das war die subtile, aber sein Leben gefährdende Antwort Bernharts auf die Kongressrede auf dem Reichsparteitag am 8. September 1937 in München. Rosenberg prangerte das Versagen der christlichen Kirchen an und verstieg sich zu der Behauptung, Joseph Bernhart habe in seinem großen Werk „Der Vatikan als Thron der Welt“ den Faschismus als Staatsanbetung heidnischen Schnitts bezeichnet und ihn noch mehr verteufelt als den radikalen Sozialismus.

1945 ist Bernhart Zeitzeuge des Einmarsches der Amerikaner in Türkheim. Viele wenden sich an ihn und suchen das Gespräch, darunter auch Jene, die noch kurz zuvor der braunen Fahne zujubelten. In den Tagebucheinträgen dieser Wochen heißt es: „Auch sonst kommen Menschen, eher zuviel als zuwenig, darunter solche, die jetzt einsehen, dass sie sich in der couleur vergriffen haben“. Zu ihnen zählte auch die Schwester des berüchtigten Nazi-Propagandisten Julius Streicher, die sich bei Bernhart die Bekenntnisse von Augustinus ausgeliehen hatte.

Wie die meisten seiner Mitbürger ist er im Mai 1945 tief erschüttert, als er vom wahren Gräu- el des sogenannten Tausendjährigen Reichs erfährt. In seinen Tagebüchern notiert er: „Die Enthüllungen über die Konzentrationslager übertreffen alles in der Geschichte der Grausam- keit seit Menschengedenken. Unmenschlichkeit als Prinzip.“

Bewegend ist der Tagebucheintrag am 6. Mai 1945 „Zuhause, als ich allein war, umfing mich die schreckliche Einsamkeit des Menschen ohne Vaterland, .... der Trauerschleier, der seit 1933 sich auf alle Schöpfung gelegt hat, ist nur einem anderen gewichen.“ Ein gewisser ge- schichtsphilosophischer Pessimismus durchzieht sein gesamtes Werk.

### **Joseph Bernhart - der Mahnende**

In den Publikationen Joseph Bernharts nach dem Weltkrieg tritt uns verstärkt die Person eines Mahnenden gegenüber. In einem Vortrag aus dem Jahre 1947 über „Stufen des Wissens“ spricht Bernhart vom „warnenden Wissen über das, was nicht sein soll“. Dies nimmt nicht Wunder, denn Bernhart hat im Verlauf seines bisherigen Lebens nicht nur den Untergang ei- ner Monarchie und einer Demokratie, sondern ebenso zwei verheerende Weltkriege, das De-

saster des Totalitarismus und – nicht zuletzt – die zunehmende Zurückdrängung des Christlichen im Leben und Denken seiner Mitwelt erlebt.

Im Februar 1953 hält er einen Vortrag über „Bildung in unserer Zeit“, in dem er vor dem sich ausbreitenden Abfall von der christlichen Kultur warnend seine Stimme erhebt. Den Kritikern eines im Christentum verankerten Weltbildes hält er die Verleugnung des geschichtlichen Herkommens vor, also die Tatsache, „dass der Mensch in der Auseinandersetzung mit der Offenbarung das geschaffen hat, was wir immer noch ... die christlich-abendländische Kultur zu nennen gewohnt sind“. Er befürchtet des Weiteren, dass „in der längst atomisierten Gesellschaft Europas alle Bande des Zusammenhalts in einer gemeinsamen Konzeption der Welt vom Geiste und vom Glauben aus zerrissen (sind)“. Vehement spricht er sich für eine christlich-fundierte Bildung aus und er zieht das Fazit: „Wissen reicht nicht hin, um Bildung zu sein ... das Wissen, das man hat, wird Bildung erst durch etwas, was man ist“.

Deshalb plädiert er für eine Bildung, die dem Menschen die Fähigkeit gibt, sowohl das Schöne und Erhabene zu erkennen als auch zwischen Gut und Böse unterscheiden zu können. Er rekurriert mithin auf das, was mehr als 150 Jahre vor ihm Immanuel Kant als ästhetische und praktische Urteilskraft bezeichnet hat.

Im genannten Vortrag greift er auch ein Thema auf, das ihn in seiner zweiten Lebenshälfte immer mehr gefangen nahm: Die Frage nach der Technik, nach ihrem Nutzen und ihrem Missbrauch, nach ihren Auswirkungen auf die Befindlichkeit des Menschen. Stellenweise erinnern seine warnenden Worte von der „Technik als Erlösungsglaube“ und von der „Technik als seelisch umformender Macht“ an die Einlassungen Martin Heideggers, der in den 50er Jahren lautstark vor den Folgen des weltumspannenden Technizismus warnte.

Wie Heidegger befürchtet Bernhart eine zunehmende Beherrschung des Menschen durch die Technik und er knüpft daran die Frage: „Wie beherrschen wir unsere Herrschaft, wie bleiben wir mächtig über unsere Macht?“

Dies führt ihn wieder zurück auf die Notwendigkeit einer christlichen Fundierung unserer Kultur, unseres Wissens und Lebens.